

Brief aus Welschland

Autor(en): **Widmer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gefangenagentur im Museum Rath in Genf: Die topographische Ordnung der auf Grund der Karten hergestellten Berichte der neutralen Delegierten.

freund seine Warnung anbringt. Er malt ein scharfblickendes Auge ins Buch und setzt darunter den Vers:

Dis Buoch gehört in minen Schrin.

Rimb es dieb'

Das ouge min

Roubet dan die ruhe din.

Beliebt war der Spruch:

Dieses Buch, es ist mir lieb,
und wer es stiehlt, der ist ein Dieb.

Wehrhafter sind zwei lateinische Sprüche, die ich in meinen eigenen Büchern entdeckt habe.

Der eine, ein flotter Hexameter, lautet:

Quis rapit hunc librum rapiat niger angelus
illum!

Wer dies Buch mir stiehlt, den packe der leidige
Satan!

Und noch ärger macht's der andere:

Oremus:

Qui furabit librum istum,

Non videbit Jesum Christum,

Sed ibit in infernum

Et manebit in aeternum

In brachiis diabolorum

Per omnia saecula saeculorum. Amen.

Laßt uns beten:

Hände weg von diesem Buch!

Wer es stiehlt, den trifft mein Fluch:

Mög' er in der Hölle braten
für die schlechteste aller Taten,
mögen ihn die Teufel reiten
dort in alle Ewigkeiten!

Amen!

Man meint, da könnte einem doch die Lust vergehen, die Hand nach einem fremden Buche auszustrecken. Aber leider haben die Sammler in dieser Hinsicht vielfach eigene Ansichten; sie finden ein Buch um so begehrenswerter, je mehr davor gewarnt wird oder je mehr es ausgezeichnet ist durch ein recht kräftiges oder schönes und seltenes Exlibris. Ich habe einen gekannt, der ließ nicht gern leicht ein Buch aus den Fingern, in dem er ein Exlibris entdeckt hatte, mochte es einem Privaten

oder der Öffentlichkeit angehören. Er hat es freilich zu einer bedeutenden Sammlung gebracht, muß aber doch gefunden haben, es wäre nicht alles in Ordnung, wenn nach seinem Tode die Erben sie verwerten würden. Sie dient jetzt der Öffentlichkeit.

Aber ich soll ja von meinem Exlibris etwas sagen. Ohne gerade Sammler zu sein, bin ich so nach und nach zu einer hübschen Zahl von Bücherzeichen gekommen, darunter sehr alte und Unica, dann aber auch neue, besonders von Freunden, die sich das leisten konnten. Es hatte mich schon längst gewurmt, daß mir keine rechte Idee kommen wollte. Schließlich ist mir doch noch die Erleuchtung aufgegangen, und um mich nicht lange mit der Beschreibung zu plagen, so will ich es lieber gleich hersehen. Und nun sage mir, lieber Leser, ob es nicht schön ist, sinnig, rührend und stimmungsvoll! Und was will man mehr von einem Exlibris!...

Und wenn einem vielleicht ein leiser Zweifel aufsteigen möchte, ob dem Dichter in der Art, wie er es anpaßt, der Aufschwung auf den Berggipfel gelingen werde, der sei in aller Bescheidenheit daran erinnert, daß er sich in dieser Zeitschrift einst glänzend über seine Reittunft ausgewiesen hat (siehe „Die Schweiz“ 1910, Seite 292 u. ff.).

Brief aus Welschland. *)

Von Dr. Johannes Widmer.

Genf, Ende Dezember 1919.

Das Jahr liegt in den letzten Zügen und mit ihm der Krieg und sein Elend,

während ich diese Zeilen schreibe. Das ist so recht der Augenblick, von Genf aus nochmals der Dienste zu gedenken, die das Internationale Rote Kreuz der Welt und seiner Gründungsstadt geleistet hat. Mil-

*) Mit drei Textillustrationen. — Wegen Stoffandrang verspätet.

tionen Mühseliger und Beladener hat es erlöst, erquickt, Abermillionen ihrer Nächsten aus Kümernissen aufgerichtet. Dadurch hat sich Genf eine gerade Bahn ins Herz der Menschheit angelegt, und wenn nicht alles trägt, wird unsere Stadt in Zukunft neben der Oberleitung des Roten Kreuzes auch die führenden Organe des Völkerbundes beherbergen. Zur Erinnerung an das Getane seien heute noch zwei Gedenkbilder in diese Spalten aufgenommen. Sie werden immerdar bezeugen, wie erfinderisch und werktätig sich Genf in dem großen Ringen erwiesen und bewährt hat.

Es war der Ahnen würdig. Hier ist der Ort, auf ein Buch hinzuweisen, das eben die Arbeit des Roten Kreuzes im Weltkrieg hervorgerufen hat, und das sich die Aufgabe stellt, das Werden und die Anfänge des so unabsehbar gewachsenen und gesegneten Bundes ins rechte Licht zu stellen. Professor Alexis François ist der Verfasser, die Schrift heißt „Le Berceau de la Croix-Rouge“ (Die Wiege des Roten Kreuzes). Das Buch ist heiliger Sturm und Drang; heiß ist es von Kämpfen, die sein Verfasser nachlebt; so packt es den Leser und tut an ihm nach dem Bibelworte: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Das Umsichgreifen des Gedankens, armen Verwundeten Hilfe zu leisten, wessen

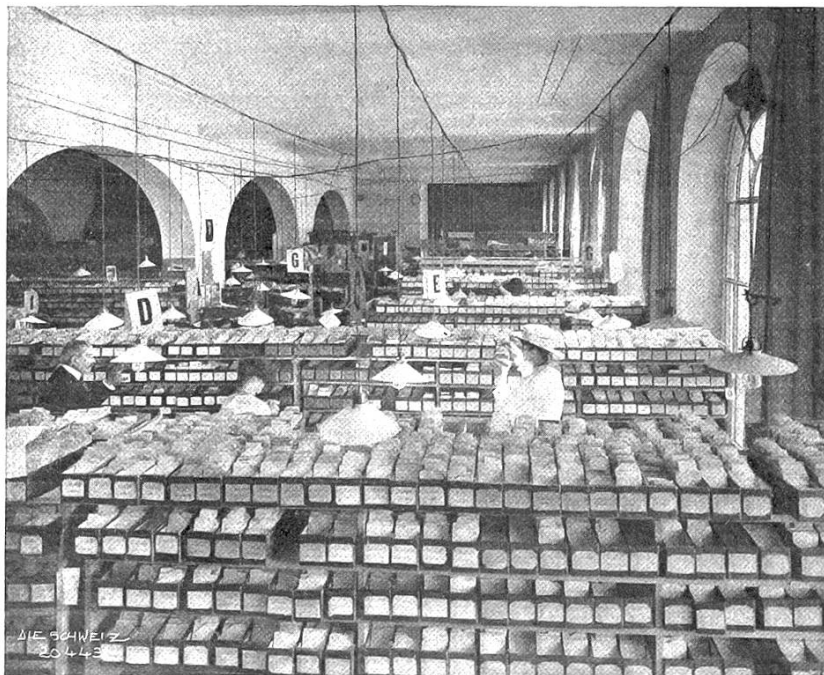
Staates Farben er trage; sein Erstarken in Genf, im Welschland, in der Eidgenossenschaft und zugleich in der Welt; die innern und äußern Hemmungen; die Persönlichkeiten; das Tempo und Temperament der Gründer und der Gründung, der Verbreiter und der Verbreitung, die ganze evangelische Geschichte ist gewissenhaft gebucht und geistvoll gegenwärtig. Der

Wahrheitsinn des Erzählers trägt ihn hoch über gewisse Engen weg, die vor dem sein Urteil einschränkten...

* * *

Nun aber zurück in die Marken unserer Westschweiz und ihres fortschreitenden Eigenlebens. Vor mir liegen einige Bücher, in denen sich der welsche Geist, die schweizerisch-romanische Dichtung, ausdrückt. Obenan liegt, ewig jung, „La Bibliothèque de mon Oncle“ des seligen, klugen Rodolphe Toepffer; daneben, in gleiches Kleid gehüllt, „Mon Village“ des liebesamen, tapfern Philippe Monnier. Beide sind uns in vollendeten Neuausgaben der Verlage Georg in Genf und Crès in Zürich-Paris dargebracht und sollen in andern ältern und neuern Schweizerchriften unter der Bezeichnung „Helvetische Sammlung“ Nachfolger finden. Der Anfang mag schwer gewesen sein; auf alle Fälle ist er gut und jeden Lobes und Dankes wert.

„La Bibliothèque de mon Oncle“ ist ein Dickens vor Dickens oder, um das Werk mit Näherm zu vergleichen, ein Keller vor Keller. Als Meister Gottfrieds hundertster Geburtstag auch in Genf gefeiert ward, wies, nach Eduard Korrodiss ferniger Schilderung des Charakters und der Tat, Ch. Clerc auf Grund einer feinen



Gefangenagentur im Museum Rath in Genf: Das in einen Zettelfasten verwandelte Kellergeschloß des Museums. Er enthielt 2½ Millionen Karten (Anfragen und Auskünfte über französische und belgische Gefangene).

Abwägung Kellerscher, Loepfferscher Novellistik die Ähnlichkeiten der zwei Poeten nach. In der Tat war Loepffers ganzes Dichten (und Trachten) ein Keller vor-gefühltes Hinwenden des Geschehens der Kalvinistenstadt nach einer humanern Zone hin. Es geht nicht an, die Geschichte von „Oheims Bücherei“ nachzuerzählen. Es ist auch wohl überflüssig. Daß man sie einigen Werken Gottfried Kellers nahe-rücken darf, ist Wertzeichen genug.

Ed. Chapuisat hat „Meines Oheims Bücherei“ (O wäre sie's!) eine wertvolle geistesgeschichtliche Einleitung mitgegeben und einen Zusatz zum Texte einverleibt, der bisher unbekannt war. Dieser Zusatz ist zwar nur das Schema eines vierten Teils, der nicht mehr zustande kam; er wirft aber auch so einiges nicht unbeträchtliche und namentlich für das Seelenleben des gereiften Autors bezeichnende Licht auf gewisse Gefühlsfarben und Geschehenskeime der vorliegenden Kapitel seines Meisterwerks. Obendrein ist die neue Ausgabe mit einigen wohlgeratenen Nachbildungen von Sepiaskizzen des Dichters geschmückt, die noch nie verwendet waren, kurz, es ist alles getan, einem das so schon liebe Buch nur immer noch lieblicher zu machen.

Daselbe läßt sich von der Neuausgabe „Meines Dorfes“ sagen. Dieses Buch, das Philippe Monnier einst in dem guten Verlage Jullien herausgab, erscheint nun, wie das Loepffers, im Rahmen der „Helvetischen Sammlung“, ist vielmehr ihr erster Band. Er nimmt sich vorzüglich aus. Er trägt ein sonntäglich Gewand. Er hat einen Frühlingsstrauß am Hut, im Knopfloch, an der Hand. Der Band ist nämlich von P. E. Bibert geziert worden. Glücklich: anmutig und schlicht. Der Zierat drängt sich nirgends in den Text, er ist Leiste, Rand, Fußnote. Er schafft ein heimeliges, beschauliches Wesen um das Wort. Er hält sich an das Erdhafte der Erzählung, des Erzählers; um so bliker strahlt der Geistesflug hoch in den Lüften, ein Silberschein über der Aderscholle. Auch da ist es unmöglich, vom Feingehalt, ja auch nur Sachinhalt des Buches eine zureichende Vorstellung zu geben. Uebrigens: Professor Paul Seippel hat zu „Mon Village“ eine Vorrede geschrieben

— und diese hat sich zu einer Einführung in Monniers ganzes Leben und Streben, richtiger Leben und Weben, ausgewachsen — eine Vorrede, aus der ein jeder die schönste und beste Belehrung und Ermutigung schöpft. Er verspricht uns außerdem ein richtiges Buch über diesen nach außen so sonnigen, inwendig so tragischen und doch, in Anbetracht des Kämpfermutes und der Schaffenskraft dieses blinden Sehers, wiederum heroischen und herrlichen Dichters und Gelehrten, Genfers und Weltbürgers, Schicksalsergebenen und Daseinsfrohen. Fast möchte man wünschen, Seippel möchte das schöne Bild, das er von seinem Freund gezeichnet hat, noch weitem Kreisen als nur den Lesern dieses Bandes der „Helvetischen Sammlung“ bekanntgeben; dann aber, von den Reizen der Sammlung gewonnen und von der Zusammengehörigkeit von Vorrede und Text gemahnt, bekehrt man sich zur Hoffnung, recht viele Schweizer und Schweizerinnen möchten nach „Mon Village“ greifen, so wie es uns jetzt dargereicht wird. Schweizer und Schweizerinnen: es taugt so vollkommen für beide, und Mann und Frau, Freund und Freundin sollten es sich, das eine Stück am warmen Ofen oder Kamin, das andere auf einer Sommerfahrt durch Einsamkeiten, vorlesen, vorsagen, vorsingen. Es wirbelt in dem beweglichen Welsch Monniers von Verchentrillern und vom stilleren Lied der Nachtigall. Diese gebundenen Sangbarkeiten aber, liebende Paare sollten sie erlösen, jahraus, jahrein, quer durch Helvetien. Ich muß mir nun erst Zwang antun, an mich zu halten: denn so gelesen, erschließen sich in „Mon Village“ ungeahnte Fülle, Würze, Liebe aus Erkenntnis und Willen und Ziel.

Mit einem Dankesblick auf Monnier und Seippel gehe ich zu anderem Tun. Ich muß von einem Buch oder Album reden, das einen schlichten Namen trägt. Es heißt „Jean Jaquet“, und nach der Hand gewahrt man erst die Bemerkung, daß dieser Mann ein Genfer Bildner und Raumkünstler war. Die Schlichtheit des Namens, der vielen Ostschweizern zum erstenmal erklingt, entspricht dem Lebenswerk, das er begleitet. Nur daß in diesem Schlichtheit der Inbegriff aller ausgesuch-

ten Milde, Erfindung, Wohligeit, der Ausdruck jeder empfundenen Stimmung, Harmonie und Anmut war. „Witz, Scherz, Satire, tiefere Bedeutung“, alles ist geschmackbeherrscht, und der Geschmack so lauter, daß man fühlt, wie er ganz nur aus dem Genius, der Erfahrung, der Andacht zur Schönheit quillt. Es ist nicht jener slavisch nach oben, herrisch nach unten schauende Geschmack; es ist der Geschmack, der an der Einheit der mannigfaltigen, einander anbequemten Teile Lust hat und Glück gewinnt. Der hochverdiente Baumeister, Forscher und Wegweiser in einem, den Genf in Guillaume Fatio besitzt, hat das Sein und Schaffen des Bescheidenen, Tüchtigen und Freudigen, dieses Jean Jaquet (1754—1839) geschildert, der, als der Sohn einer Magd geboren, ein Herrenhaus ums andre baute, die Gunst Napoleons erwarb, der Vaterstadt wohlthat und als pater patriae verschied. Die Erzählung ist mit Zeugnissen seiner Kunst geziert, die zwischen Weisheit und Lust und zwischen Genf und Paris eine so schöne Mitte zu finden wußte. Ein Reichthum für sich ist das herrliche Heft dieses nie genug zu rühmenden Sammelwerkes der Rhonestadt: „Nos anciens et leurs Oeuvres“ (Atar, Genève).

Jugendlich wirken Jaquet, Loepffer, Monnier, und so ist es natürlich genug, ihnen Henry Spieß zu nähern. Spieß ist Geist von ihrem Geiste, wo er am freudigsten, freiesten war. Spieß ist verkörperte und in der Stadt und Nähe eines Jacques-Dalcroze gleich auch rhythmische

Lebensucht, Bonnegier, Musik. Wie jene drei ist er der Vorgeschichte Genfs bewußt und dankbar, ist er ihr wahrhaft ergeben. Ihr verdankt Genf das Gepräge, ihr den Stolz und Eigenwert, ihr das Verlangen nach Zucht und Haltung, Leistung und Tüchtigkeit. Aber nun ist „Göttliche Zeit“: so verkündet sein neuestes Buch.

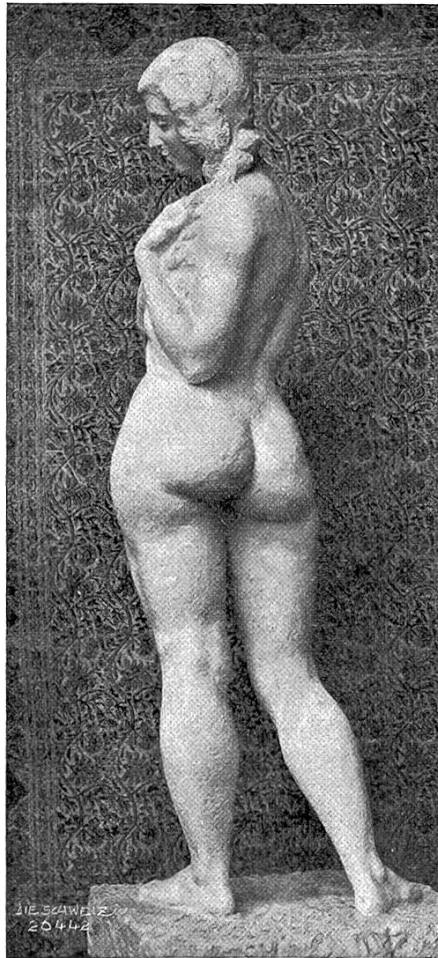
Nun heißt es, in veränderten Umständen, die Ernte der Vätersaat einbringen, nun heißt es das Fest der Reife feiern, nun heißt es mit der Erde fühlen, mit ihr jubeln, ihr mitteilen und die dunkeln Trennungsschranken fallen. In manchen Strophen der „Göttlichen Zeit“ **) ist mir, wenn mich ihr Klang umwallt, als weile ich in Hodlers Nähe, stände in seiner Werkstatt, sommertags, und lausche, schaue, wie er leis und herzlich pfeifend oder trillernd, mit Hingebung an den Formen des „Ausblicks ins Unendliche“ rundet. Genau so war auch Hodlers Sinn. Der große Künstler hatte in schönen Stunden, ob er sprach oder schwieg, Worte auf den Lippen, in den Augen, die, schüchtern und selig, also würden gelautet ***) haben:

Frère, j'ai le secret des gestes fabuleux!
Ne veux-tu triompher selon ma loi profonde?
Adopte mon secours, car je marche sur l'onde,
et tout homme, ici-bas, peut rejoindre son dieu!

Solche Verse sind, nach einem Jahrhundert und mehr, und wieder im Nahen gewaltiger Anwälzung, eine Erneuerung,

**) Saison divine, Jullien, Genève.

***) Bruder, ich habe es, das Geheimniß der Wunder und Zeichen! Willst Du nicht nach meinem tiefen Geseß triumphieren? Nimm meine Hilfe an! Denn ich schreite auf einer Woge, und ein Jeder kann hienieden den Weg zu seinem Gotte finden.



Lucien Faggi, Genf. Junges Weib, Statue.
(Ausgestellt im Salon Genevois der Galerie Moos).

eine Vermenschlichung und Näherung von Schillers Jubelruf: „Freude, schöner Götterfunken!“ Und so wahr wie er. Ja, in einem Sinne wahrer, weil mit der Lage und Stimmung der Umwelt mehr im Einklang. Unsere neuen Dichter, die Steffen und Stamm, die Walser und Wolfensberger, verschieden wie sie sind, singen und sagen von nichts anderem. Und dabei ist Henry Spieß nicht von heute, und kein bloßer Behaupter. Seine bisherigen Bücher sind zu seinem Triumphe, zur „Göttlichen Zeit“, wie der Kalvarienberg, der mühselige und beladene Aufstieg. Er hat ein errungenes Recht zum Reden. Und er wettert nicht, er hofft, ladet ein, bittet zu seiner Freude, die erst dann volle Freude wird, wenn sein Hymnus in der Welt widerhallt und Gedrückte entlastet, Unsichere stärkt und sie den rechten Weg zum Vertrauen in sich und die Menschheit leitet. Ganz von diesem Drang beben die Saiten dieses Sängers, der nie Raft hat, bis er rein ist und die Zeit göttlich wird, der nur dieser Erneuerung dient und einzig ihr zuliebe hart werden kann, wo seine nach Sympathie lechzende Natur ihn sonst ganz der Liebe zuführt. Es ist ein Reichtum und ein Beben und eine edle Angst um die Verspäteten in diesen Liedern, die tief ergreift, um so tiefer, als die Macht der Empfindung die letzten Schranken des Ueberkommenen brechend, eine bewegte neue Form der Dichtung geschaffen hat. Spieß wird in der „Göttlichen Zeit“ ein welscher Whitman. Aber immer mit dem Akzent eines Gegenwärtigen, Klaren, Unsrigen, der, abgewendet von fanatischer Befehrung, sich nach den Tagen sehnt, wo die Freien sich froh und frisch die Hand reichen. Adelige Gedichte gibt ihm dies Streben, heidnisch fühne, barmherzig christliche. Er ist, was er will.

Gänzlich ist Spieß dem Haß und der Eier entrückt, die nacheinander Gestern und Heute besudeln. Wie Hodler, der große Liebende, hat er nur Liebe im Auge, und sogar seine Selbstbehauptung (um Schaffen zu können) zeigt keine Stacheln, begnügt sich mit bescheidenen Verstößen. Ist am Ende die Stunde nahe, wo sich die feindlichen Brüder verstehen, wo der menschheitliche Rhythmus anhebt?

Wir wollen weder fibeln noch fabeln, sondern erfreuten Gemütes lediglich das eine feststellen und festhalten, daß die starke Woge der Freude, die Hodler erregt hat, auf der Spieß wandelt, noch andere, jüngere, hebt und trägt.

In einer Ausstellung fesselte mich jüngst ein herrliches Standbild. Fesselte und entfesselte, wie Kunstwerke tun, die den Namen verdienen. Ein junges Weib stand da, nackt, in vollkommene Reinheit gehüllt und mit den Händen den Schwall ihres reichen Haares lieblosend, der ihr über die Brust niederquoll (S. 169). Goethe und Schiller, Luther und Zwingli, und die Päpste der Renaissance würden die Statue lustvoll-dankbar betrachtet haben, die Dorothea und eine jugendliche Stauffacherin, die die bräutliche Katharina von Bora oder eines Humanisten Musa war oder sein konnte. Kraftvoll, sprießend, lebendig ohne jeden Abbruch zugunsten der oder jener Einrede stand und steht die Erlauchte da, die doch durch und durch heitres Erdenkind ist, Gesundheit und Anmut in jedem Zuge, vom Scheitel bis zur Ferse. Wenn je, ist hier die Nacktheit Gebot; wenn irgendwo, so tagt da die „Göttliche Zeit“. Der erhabene und erfahrene Geist, Hodler, hat beinahe alle seine Frauen gewandert, um das Wesentliche der Erscheinung, des Vorgangs, das hehre Erlebnis ungeteilt zu erhalten. Der aufsteigende, im Bau sich noch übende Hodler des „Tages“ hat, wie dieser junge Meister der Plastik, die unumstellte Eva gestaltet. Man muß diese Werdensgesetze verstehen und achten. Solche innerlich nötige Nacktheit ist sich selbst Gewand und beleidigt keinen Reinen. Zur rechten Zeit wird auch dieser Künstler, der nicht nur Spieler mit Reizen ist wie andre, auch seinerseits zum Kleide greifen, wenn sein Gesicht es will und verlangt. Und so geben wir unbekümmert seine junge Schönheit, die gute, anmutige, dem Urteil preis. Wir wollen nicht zu denen gehören, die allenthalben auf Lüsternes ausgehen; noch viel weniger aber zu denen, die auf die Andacht vor dem Schönsten verzichten, was erschaffen ward, und dessen Wunder der Geist errafft, verdichtet, geläutert hat. Was soll die „Göttliche Zeit“ denn anderes bedeuten und bringen als Freundschaft in

der Freiheit, auf dem Boden des Sittlichen, und auf dem unstürzbaren Grunde des Sinnlichen, Freude in der Verehrung?

† Adolf Frey.

„Mein Leben ist Beschwerde,
Und doch, in solchem Glanz, wie trüg' ich's
gerne
Noch eine Frist auf diesem bittern Sterne!“

So läßt Adolf Frey in der Dichtung „Herosen“ den Kranken seufzen, während dessen Frau mit Mozartscher Musik ihn zu trösten sucht. Beschwerde war auch des Dichters Leben in den letzten Monaten; der Tod trat in der Morgenfrühe des 12. Februar als Erlöser an sein Krankenlager.

Wohl ein jeder, der Adolf Freys Leiden kannte und ahnte, daß der verehrte Meister, der „Dichter des Totentanzes“, dem, dessen „ewige Werke“ er besungen, selber schon verfallen war, las das herrliche Gedicht im Januarheft dieses Jahres mit tiefer Ergriffenheit. Und tief ergriffen hat auch die Redaktion des Dichters Zeilen gelesen, die den Dank für jenes Heft und das Bedauern ausdrückten, infolge seiner Krankheit sich nicht persönlich als Gratulant zum neuen Jahr bei ihr einfinden zu können.

Daß es uns vergönnt war, dem verehrten Freund und treuen Mitarbeiter unserer Zeitschrift noch einen Lichtstrahl der Freude in seine Leidenszeit zu senden, gereicht uns und allen denen, die zum Gelingen der Guldigungsnummer so viel beigetragen, zum Trost, wenn auch der unerseßliche Verlust, den nicht nur wir erlitten, der das Geistesleben Zürichs und der ganzen Schweiz getroffen, kaum so bald verschmerzt sein wird.

Ueber des Verstorbenen Bedeutung als Literar- und Kunsthistoriker und als Dichter hat uns die prachtvolle Rede Dr. Hans Trogs zum 60. Geburtstag Adolf Freys, haben uns die Essays unserer Mitarbeiter im ersten Hefte bereits Aufschluß gegeben; auch der liebenswerte Mensch tritt uns dort lebendig aus den schönen Arbeiten einer Zürcher Dichterin und eines Malers entgegen; und noch einmal begegnen wir diesem in der mundartlichen Dichtung an der Spitze vorliegender Nummer, wohl dem letzten Beitrage, den

Adolf Frey einer Redaktion eigenhändig zur Veröffentlichung übergeben hat.

Was er der „Schweiz“ war, davon zeugen die dreiundzwanzig Bände, in denen uns sein Name stets wieder begegnet. Das erste Gedicht des ersten Heftes aus dem Jahre 1897 ist von Adolf Frey; im ersten Bande finden wir u. a. ein Kapitel aus der Lebens- und Leidensgeschichte seines Vaters Jakob Frey, das zugleich ein Kapitel aus des Biographen eigener Jugend darstellt — und wie ein Gruß aus einer andern Welt berührt uns heute die wehmütig-heitere, Friedrich Riggli gewidmete Dichtung, die er im letzten Monat seines Lebens uns noch zugesandt hat. Wir fühlen, daß er mit dem Gruß an den ihm befreundeten Bertoner seiner Lieder auch die andern alle meinte, die ihm Kunde von ihrer Verehrung und Liebe gaben, auch die Freunde, die mit dem soeben erschienenen Buche zum 65. Wiegenfest am 18. Februar ihn freudig zu überraschen gehofft und es nun bloß zu den Kränzen auf das Grab des Verstorbenen legen konnten.

Lesen wir heute im ersten Bande dieser Zeitschrift (S. 254) den Abschnitt „Aus dem Leben Jakob Freys“, so erfahren wir, daß des Sohnes Adolf Jugendjahre keineswegs sorgenfrei waren; und in der Tat: als der Vater am 30. Dezember 1875 als Redaktor des „Bund“ in Bern starb, da lag die Fürsorge für die Familie dem 1855 in Marau geborenen Sohne und seinen jüngeren Brüdern, dem jetzigen Nationalrat Dr. h. c. Alfred Frey und Emil, dem einstigen Redaktor an der „Neuen Zürcher Zeitung“, ob. Adolf Frey hatte eben die Maturitätsprüfung hinter sich, ergab sich in Bern dem Studium der deutschen Sprache und Literatur und erteilte daneben, erst 21 Jahre alt, Unterricht am Burgdorfer Gymnasium. Als er dann seine Studien in Zürich fortsetzte, trat er C. F. Meyer und Gottfried Keller nahe. Wir wissen, was wir seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den beiden Großen verdanken, und noch als